Adagio aus der Symphonie an das Licht

Autor(en): **Hiltbrunner, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574358

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Adagio aus der Symphonie an das Licht.

Von Hermann Hiltbrunner, Zürich. Nachdruck verboten.

I.

Die du dich heut verlorst aus trüben Teichen,
Dich wie ein Irrlicht hobst aus breitem Moore,
Dich zitternd nahtest meinen Sonnenreichen,
Die dir geöffnet ihre weiten Tore:

In meiner Breite, der du nicht entstammtest,
Geschahs, daß du wie flüchtig Oel entflammtest;
Doch du, die also sich in mir verbrannte,
Warst Jener Eine, die mich tief erkannte.

II.

Wie schnell du Licht in meinem Licht vergingst:
Du groß für jeden, nur für mich zu klein!
Doch es geschah: Da du dich so verfingst
In mir, erkanntest du im Überschein
Des stärkern Strahls dich selbst — und kamst — und gingst.

Und mehr als alles brennt dies Kamst und Gingst,
Dies ungesprochne Wort: Ich brauch dich nicht,
Dies sagen müssen, daß ich nicht bedarf
Der trüben Ampel, die du in mich hingst:
In solches Reich mit schon zu vielem Licht,
Das alles fremde streng und hart verwarf.

III.

Ist dein die Schuld, ist es nur mein Verschulden,
Daß jetzt die Nacht in deine Tage bricht
Und deine Hand in klaglos stummem Dulden
Das Dunkelste in so schon Dunkles flicht?

Mich klag ich an, des Arm empor dich hob
Zu meinem Mund wie langentbehrte Frucht,
Und der, weil er die reifste aller sucht,
Dich halbgenossen dann beiseite schob.

IV.

Kann ich dein nächtlich Leid, dein stummes Flehn
So übergehn,
Darf ich die Hände, die zu mir gebeten,
So roh zertreten?

Werd ich nicht morgen schon ob deiner Pein
So elend sein,
Daß meine Hand im Dunkel nach dir tastet,
Von Schuld belastet?

V.

Und wenn in Nächten ohne Schlaf aus Kissen
Dein Leib sich halb erhebt, um den zu suchen,
Dem deine aufgeworfnen Arme fluchen,
Den deine schweren Augen weinend missen:

Dann will ich dir, den deine Lippen tadeln,
Durch tausend Nächte meine Hand hinreichen,
Und sie vereinen mit der deinen weichen
Und deine hingeworfne Seele adeln.

VI.

Du edles Glas aus noch nicht klarem Fluß,
Das ich erbarmungslos zerstören muß:

Bevor ich dich zur Neige ausgetrunken,
Ist mein erhobner Arm hinabgesunken.

O hätt ich dich zu Anbeginn zerstört:
Ein Größrer hätte Dich vielleicht erhört!

O hätt ich bei Beginn das Wort gesprochen:
Das mir das Hirn und dir das Herz gebrochen!

VII.

Was sind wir mehr, denn schlechtgeratne Gläser
Aus trübem Stoffe und an Form mißlungen,
Die eines Tags der mißgelaunte Bläser
In staubge Ecke stellt, weil sie zersprungen.

Doch wird nicht einst der neue Meister kommen,
Dem alle Dinge, auch die schlechten, frommen?
Wird er nicht heben uns vom Staubgestelle,
Daß seine Hand das schlechte Glas zerschelle?

Uns Scherben schmilzt er in dem Feuertiegel
Zu klarstem Fluß: Zum wunderbaren Spiegel,
Der alles Licht in makellosen Flächen
Aufnimmt und rückstrahlt, ohne es zu brechen.

VIII.

Ist dies nicht mehr als alle Liebeswonnen,
Die uns gewinkt vor dem Zusammenbruch;
Du bist in mir gefaßt und bist geronnen
Zu Sang und Lied und zu geweihtem Spruch?

Wiegt dies nicht auf die Schmerzen des Zersplitterns
Die Nacht, die mehr als Alles, dunkel ist,
Und alle Angst des Wachseins und des Zitterns,
Das nur mit Erdenmaß das Leben mißt?

Denn sieh: Vergänglich war, was hingefallen;
Dennoch trug Frucht, was niemals uns geblüht:
Dein klaglos Tragen adelt Dich vor Allen —
Ich aber sing an Deinem Schmerz mich müd.

Mittagszauber.

Von Paul Suter, Basel.

Wie ein feiner Regen strömt das Mittagslicht auf die Campagna herab, so dicht, daß man durch den blendenden Lichtfall das ferne Rom nur als ein feines, rosiges Band schimmern sieht. Westwärts, im Lichtdunst der Ferne flammt und flackert das Sonnenfeuer auf dem unbeweglichen Meer wie auf einer glatten Silberplatte. Die Hitze scheint den Boden zu entzünden, und der feine Geruch der Erde steigt in leidenschaftlich bewegten, durchsichtigen Wirbeln gegen das eherne Blau des Himmels.

Ich liege zur Seite der zerfallenen, von blitzenden Büscheln des spitzigen Akantus überwucherten Römerstraße. Zwischen den glühenden Steinplatten regt sich keine Eidechse. Der Strauch, unter dem ich liege, verbirgt mich nicht. Die Blätter hängen wie kleine schwarze Schlangen vor dem gleißenden Himmel, und zugleich schillern sie selbst wie tausend strahlende, irisierende Sonnen. Die bleiche Farbe des Lichts malt jeden Strauch bis auf die Wurzel mit quälender, schrecklicher Deutlichkeit.

Kein Vogel singt. Der Wahnsinn des Mittags herrscht. Die starre Stille, die grenzenlose Lichtöde scheint einen stummen Vorwurf, eine schweigende Drohung in sich zu bergen. Jede Bewegung ist theatralisch. Selbst das Rühren eines Fingers ist absonderlich und wie eine Verwegenheit. Alles steht unter Bann und Zauber.

Der Wahnsinn des Mittags herrscht. Mitten in der blendenden Sonne liegend, habe ich das Gefühl von Lichtlosigkeit. Mit offenen Augen starre ich in das glänzende Schwarz des Mittags. Nacht ist nicht so dunkel als die Finsternis des Mittags. Ein melancholischer Irrsinn geht durch mein Gehirn. Der Mittag ist ein schwarzer Baum, unter dessen Schatten ich weltflüchtig ruhe. Dennoch fühle ich eine wachsende Angst. Diese goldene Hitze, diese leichtflammende, ist schwerer und undurchdringlicher als Blei.

Der Wahnsinn des Mittags herrscht. Ich habe die Empfindung von Eiseskälte; dennoch dringen giftige Schweißtropfen aus der Stirne, und meine Hände irren Wärme suchend durch das bleiche, von der Dürre gekrümmte Gras. Die Pulse donnern in dumpfen Stößen gegen die Schläfen, und vor den Augen wird es Nacht. Ich höre ein Geschrei von vielen tausend Stimmen: Pan ist nicht tot, und ein Geräusch wie Donner, von bleierner, stillestehender Luft verschluckt, und den bebenden Druck zweier kämpfender Lichtatmosphären gegen meine Stirn.

Dann tiefe Stille. Ich vermag die Augen zu öffnen und sehe nun gerade in das kupferfarbige Gesicht eines lächelnden römischen Hirten. Unbeweglich bleibt sein spöttisches Lächeln, unbeweglich seine hochgezogenen Brauen. Ein eigentümliches Grauen zwingt mich laut und herausfordernd, gewissermaßen prüfend zu lachen. Der Hirte lächelt unbeweglich. Die wolligen Locken seiner Schaffellhosen sind starr wie Stein. Kein Atemzug bewegt den braunen Kittel, auf dessen Schultern die Sonne brennt und glitzert. Die Flaumenfeder, die in seinem Hutrande steckt, rührt sich nicht. Seine Augen sind interessant. Sie sind grün, weder glänzend noch trübe. Sie sehen aus wie uralter, grünlicher Stein. Seine Hände, auf